



Evangelische Frauen Schweiz (EFS)
Femmes Protestantes en Suisse (FPS)

Zusammenleben in religiöser und kultureller Vielfalt

Hinschauen – Begegnung wagen – Grenzen aufzeigen

Wir leben heute in einer multireligiösen und multikulturellen Gesellschaft. Die Frage lautet nicht mehr, ob wir das wollen oder nicht, sondern wie wir das Zusammenleben friedlich gestalten können. Der vorliegende EFS-Standpunkt zeigt auf, wie wichtig im Umgang mit religiöser und kultureller Vielfalt ein sensibler Gebrauch von Begriffen und ein differenzierter Blick sind. Er weckt hoffentlich auch Neugierde und den Mut, Begegnungen zu wagen.

Zwei Denkanstösse

1. Religion, Kultur und Identität

Religiöse Vielfalt: Meine Nachbarin lebt ihr Christentum anders als ich. Ihre Freundin setzt wieder andere Akzente. Obwohl wir uns alle als «Christinnen» verstehen, müssten wir, wenn wir über unseren Glauben sprechen, daher eher von «Christentümern» als vom Christentum sprechen. Was für die christliche Religiosität gilt, gilt auch für die jüdische, muslimische, buddhistische oder hinduistische. Daher gibt es auch die Jüdin, die Muslimin oder die typische Christin nicht. Wir haben es im Zusammenleben nicht mit Religionen, sondern mit unterschiedlichen Menschen zu tun, die einer Religion angehören und diese Zugehörigkeit unterschiedlich leben.

Kulturelle Vielfalt: Was ich als meine schweizerische Kultur definiere, stimmt nicht überein mit dem, was andere als ihre schweizerische Kultur betrachten. Es gibt folglich weder die schweizerische noch die islamische Kultur. Es gibt höchstens schweizerische oder islamische Kulturen. Kultur haben wir nicht im Blut. Kultur ist erlernter Wissensvorrat und daher auch kein unbeweglicher Block, sondern ein offenes, sich ständig veränderndes System.

Vielfältige Identität: Die mir eigene Mischung aus verschiedenen persönlichen, religiösen, kulturellen und sozialen Bezügen macht meine Identität aus. So bin ich beispielsweise als Frau zugleich Mutter, Tochter und Lebenspartnerin. Zudem bin ich reformierte Christin, Thurgauerin, Landwirtin und Mitglied einer Partei. Verschiedene Zugehörigkeiten, mein Umfeld und meine Erfahrungen sowie das, was ich daraus mache, haben mich geprägt und prägen mich noch. All das macht mich einmalig und unverwechselbar. Es verletzt mich, wenn mich andere auf meine Kultur oder Religion – respektive auf das, was sie dafür halten – reduzieren. Ich bestehe nicht nur aus

Religion oder Kultur. Ich möchte als Mensch und als Individuum ernst genommen werden. Und was für mich gilt, gilt selbstverständlich auch für Zugewanderte.

2. Religion und Integration

Was wir als Christinnen oft erleben, erfahren auch Angehörige anderer Religionen: Religiöse Zugehörigkeit stiftet Sinn. Sie ist Zuflucht und Quelle des Selbstwerts. Es erstaunt darum nicht, dass Religion für Zugewanderte gerade dann besonders wichtig ist, wenn durch die Migrationserfahrung und das Fremdsein vieles in Frage gestellt wird. Ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu einer Religion muss kein Integrationshindernis sein. Wer weiss, wo seine Wurzeln sind, kann sich meist eher auf Neues einlassen. Darum ist der zeitweilige Rückzug in die eigene Gruppe nicht von vornherein schlecht. Religion kann aber ein Integrationshindernis sein: Religiöse (und kulturelle) Gemeinschaften sind dann Sackgassen, wenn sich Mitglieder ganz in die eigene Gruppe zurückziehen, wenn ihnen der Kontakt mit Landsleuten ausreicht und sie kaum an der Mehrheitsgesellschaft teilnehmen.

Religion hat Integrationspotenzial: Religiöse (und kulturelle) Gruppen können Brücken zur Aufnahmegesellschaft sein. Sie sind es dann, wenn sie es ihren Mitgliedern leichter machen, in einem neuen Land heimisch zu werden. Neben psychologisch-emotionaler und spiritueller Unterstützung gehört dazu auch, dass sie Orte der Selbstvergewisserung und des temporären Rückzugs sind.

Wenn wir die Begegnung mit Angehörigen anderer Religionen und deren Gemeinschaften suchen, bauen wir an der Brücke zwischen Aufnahmegesellschaft und Zugewanderten mit. Wenn wir, die wir um die positiven Kräfte der eigenen Religion wissen, auf diese Kräfte bei anderen Religionen und auf deren Integrationspotenzial aufmerksam machen, tragen wir zu einer positiveren und differenzierteren öffentlichen Wahrnehmung von Religion bei.

Empfehlungen

1. Genau hinschauen – bei uns selbst

Obwohl das Fremde fasziniert, lösen andere Religionen und Kulturen auch Unbehagen oder Angst aus. Solche Gefühle sind ernst zu nehmen. Wir dürfen uns aber nicht von ihnen lähmen lassen. Stattdessen nehmen wir sie ernst, indem wir genau hinschauen. Hinschauen bedeutet, dass wir konkret benennen, was uns Sorgen macht, und dass wir uns weder als Organisation noch als Individuen hinter Gemeinplätzen verstecken. Dadurch werden unsere Bedenken fassbarer und die Auseinandersetzung einfacher.

2. Genau hinschauen – bei anderen

Eine Frau mit Kopftuch ist ein «Hingucker». Sie aktiviert unser Kino im Kopf: Ist die Frau mit dem Kopftuch eine unterdrückte und fremdbestimmte Frau? Ist sie eine Frau, die sich über die Religion emanzipiert und das Kopftuch trägt, weil sie sich bewusst dafür entschieden hat? Oder trägt die Frau – ähnlich einer katholischen Ordensschwester – das Kopftuch einfach als selbstverständliches «Utensil» des Glaubens?

Auf viele Fragen in der multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft gibt es keine allgemeingültige Antwort. Die meisten Antworten sind – wie diejenige auf die Frage nach dem Kopftuch – vielschichtig und persönlich. Oft stimmt dabei die Sicht der Betrachterin nicht mit derjenigen der Betrachteten überein.

Begnügen wir uns nicht mit dem ersten Blick. Lassen wir uns nicht dazu verführen, uns vorschnell ein Bildnis zu machen und zu (ver)urteilen. Sobald wir uns ehrlich darum

bemühen, andere zu verstehen und bereit sind, nicht nur das zu sehen, was wir sehen wollen, dann sieht auf den zweiten und dritten Blick vieles anders aus. Ein differenzierter und selbstkritischer Blick ist wichtig – für Einheimische und für Zugewanderte.

3. Mehr als nur Schauen – Begegnungen wagen

Damit das Zusammenleben ein Miteinander wird und nicht ein Nebeneinander bleibt, braucht es Begegnungen. Begegnungen bereichern, denn durch sie bekommen wir etwas mit von dem, was das Leben anderer ausmacht. Erst wenn wir miteinander statt übereinander sprechen, lernen wir uns besser kennen. Fremde werden so zu vertrauten Mitmenschen. Eine andere Kultur, eine andere Religion erhält ein Gesicht und wird so zugänglicher. In der Begegnung entdecken wir Gemeinsamkeiten – die Sorge um die Zukunft unserer Kinder, die Trauer über die Krankheit des Ehepartners, die Freude über die Geburt der Enkelin, den Trost, den uns die Religion spendet. Und wir erkennen so auch Trennendes.

Durch Begegnungen mit Menschen anderer Kulturen und Religionen lernen wir unsere eigenen religiösen, kulturellen und persönlichen Prägungen bewusster kennen: Was ist mir besonders wichtig? Was ist verhandelbar – und was nicht? Vieles wird erst im Gespräch mit Menschen, die einen anderen Hintergrund haben, klar.

4. Nicht wegschauen – Grenzen klar aufzeigen

Nicht alles, was fremd und exotisch ist, ist gut und unanfechtbar. Toleranz kann an Grenzen stossen: Wo Unrecht geschieht, dürfen wir nicht wegschauen – egal ob es dabei um Einheimische oder Zugewanderte geht. Weder der Verweis auf Religion, noch der Verweis auf Kultur oder Tradition legitimieren den Verstoss gegen die Menschenrechte. Das, was jemand als seine Religion, Kultur oder Tradition versteht, kann kein «Deckmäntelchen» für rechtswidriges Verhalten sein. Die Kernbereiche der Grund- und Menschenrechte sind nicht verhandelbar.

Auch in der Schweiz gibt es Zwangsheirat und Genitalverstümmelung (Frauenbeschneidung): 2001 wurde geschätzt, dass hierzulande ungefähr 6700 Frauen und Mädchen leben, die von Genitalverstümmelung betroffen oder davon bedroht sind. Zu Zwangsheiraten in der Schweiz gibt es keine verlässlichen Zahlen. Zwangsheirat und Genitalverstümmelung kommen vor allem in patriarchal strukturierten, traditionalistisch orientierten Familien vor. Weder Zwangsheirat noch Genitalverstümmelung können einzelnen Religionen zugeschrieben werden. Falls wir um solche Vorfälle wissen, sind wir als Christinnen und als Mitmenschen verpflichtet, aktiv zu werden. Dabei können wir uns auf die geltende schweizerische Gesetzgebung berufen und uns an entsprechende Beratungsstellen wenden.¹ Diese helfen uns, richtig und sensibel vorzugehen, damit die betroffenen Frauen nicht zusätzlich stigmatisiert werden.

Eine arrangierte Ehe darf nicht mit Zwangsheirat gleichgesetzt werden. Der Braut darf nicht abgesprochen werden, dass sie sich bewusst und ohne Zwang für diese Form der Ehe entschieden hat. Wir sollen einer Frau den Wunsch, ihren Lebenspartner nach anderen als den hierzulande üblichen Kriterien zu wählen, auch dann nicht absprechen, wenn wir dies persönlich nicht für richtig halten. Das ist nicht blinde Toleranz, sondern Respekt vor dem Anderssein.

¹ www.zwangsheirat.ch; www.terre-des-femmes.ch; www.frauenhaus-schweiz.ch; www.lantana.ch; www.centrelavi-bienne.ch/bern/beratungsstelle_1.html; www.surgir.ch

5. Zurückschauen – in die Geschichte

Als die Heilsarmee 1883 erstmals in der Schweiz aktiv wurde, löste sie Ängste aus. Ihr wurde vorgeworfen, Mitglieder durch hypnoseähnliche Techniken zur Bekehrung zu zwingen, Menschen zu destabilisieren und auszubeuten. Wütende Menschen zerstörten Räumlichkeiten der Heilsarmee und verprügelten Salutisten. Das Bundesgericht schritt ein und verbot sämtliche Versammlungen der Heilsarmee, um die öffentliche Ordnung zu gewährleisten. Bereits in den 1890er-Jahren wurden alle Verbote aufgehoben. Heute ist die Heilsarmee eine anerkannte evangelische Freikirche und gehört zum vorweihnächtlichen Strassenbild. Ihr Einsatz für Menschen am Rand der Gesellschaft wird geschätzt.

Als die ersten Italiener in den 1960er-Jahren in die Schweiz einwanderten, begegneten ihnen die Einheimischen mit grossem Misstrauen. Die Angst, dass Italiener den Schweizern die Frauen abspenstig machen könnten, war Teil davon. Heute gehören Pasta und Pizza zu den Lieblings Speisen der Schweizerinnen und Schweizer. Das anfängliche Misstrauen gegenüber den italienischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern ist – zumindest bei den Einheimischen – längst vergessen.

Als in den 1980er-Jahren die ersten Tamilen in die Schweiz kamen, wurden sie von vielen Einheimischen offen abgelehnt. Boulevardzeitungen sprachen von «Lederjacken-Tamilen» und stellten sie als Messerstecher, Drogendealer und Schmarotzer dar. Heute gelten dieselben Menschen als fleissig, angenehm und bescheiden.

Das Muster ist immer dasselbe: Unbekanntes wird am Anfang als Bedrohung wahrgenommen. Aus vermeintlichen «Bösewichten» werden mit der Zeit jedoch geschätzte Mitbürger und Mitbürgerinnen. Das Fremde und Andersartige wird Normalität, dafür erregen neue Fremde Misstrauen. Leidtragende sind dabei stets die neu Zugewanderten. Die historische Perspektive zeigt auf, wie sich vieles ändern kann. Wenn wir uns jetzt darum bemühen, Fremdem und Neuem gelassen und unvoreingenommen zu begegnen, dann ist das nicht nur eine Lehre aus der Geschichte, sondern vor allem unser Beitrag zum friedlichen Zusammenleben hier und jetzt.

Sabine Jaggi, Sozialanthropologin, Mitarbeiterin der Fachstelle Migration der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, in Zusammenarbeit mit dem EFS-Zentralvorstand

Weitere Informationen

- Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Fachstelle Migration 2009: Ängste, die wir nicht mehr haben – ein Blick auf überwundene Schwierigkeiten beim religiösen Zusammenleben, www.refbejuso.ch/migration
- Wottreng, W. 2001: Wir wollen sein ein einzig Volk von Immigranten. Die Geschichte der Einwanderung in die Schweiz, Orell Füssli Verlag, ISBN: 978-3-280-02652-6

Diese Publikation wurde unterstützt von der Evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Kirchlindach und von den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn als Beitrag für die Dekade zur Überwindung von Gewalt, www.refbejuso.ch/gewaltueberwinden.

